

Face-to-face-Kommunikation und computervermittelte Kommunikation: Kritik eines Vergleichs

Rothe, Friederike

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Rothe, F. (2004). Face-to-face-Kommunikation und computervermittelte Kommunikation: Kritik eines Vergleichs. *Journal für Psychologie*, 12(4), 370-385. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-17406>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Debatten und Kontroversen

Face-to-face-Kommunikation und computervermittelte Kommunikation: Kritik eines Vergleichs

Friederike Rothe

Zusammenfassung

Das Aufkommen des Internets hat in der Folge zu einer Reihe von Studien geführt, die sich mit den psychosozialen Folgen seiner Nutzung, also der computervermittelten Kommunikation (CvK), auseinandersetzen. Ein Hauptthema sind ihre Abweichungen von der Face-to-face-Kommunikation (FtfK), vorrangig die Bedeutung der physischen An- bzw. Abwesenheit der Kommunikanten, die von Seiten der CvK-Proponenten als gering eingeschätzt wird. Eine diesbezügliche Analyse erweist die Argumentation als widersprüchlich und damit unhaltbar. These dieses Beitrags ist, dass die Weise dieser Argumentation zugleich Ausdruck einer mangelnden theoretischen Fundierung der gesamten Diskussion ist, die nicht zuletzt die nach wie vor unzureichende Gegenstandsbestimmung der Sozialpsychologie bestätigt, was sich auch auf die Wahrnehmung der Phänomene selbst auswirkt. In naiv-empiristischer Weise wird das beschreibbare Phänomen „Face-to-face-Kommunikation“ zugleich für seine eigene Interpretation gehalten, d. h. der Unterschied zwischen dem Phänomen und seiner theoretischen Erklärung wird verwischt. Der Vergleich zwischen FtfK und CvK ist derzeit ein Vergleich zwischen zwei Unbekannten.

Schlagwörter

Face-to-face-Kommunikation, computervermittelte Kommunikation, Sozialität, Menschenmodell, Kommunikationstheorie, Kongruenz.

Summary

Face-to-face communication and computer-mediated communication: Critique of a comparison

The arrival of the internet has given rise to a number of studies focusing on the psychosocial consequences of its use, that is of computer-mediated communication. One of their main focal points is its deviation from face-to-face communication, in particular the significance of the physical presence or absence of the participants in communication – which is seen as being of little importance by the promoters of computer mediated communication. An analysis of the arguments used proves them to be contradictory and therefore untenable. The aim of this article is to show that the argumentation used is indicative of the lack of theoretical foundation of the discussion as such, reflecting amongst other things the insufficient determination of the objects of social psychology affecting the perception of the phenomena as such. In a naively empirical mode the describable phenomenon of face-to-face communication is identified with its interpretation; i.e. the difference between the phenomenon and its interpretation is largely blurred. The comparison between FtfC and CmC is therefore a comparison of two unknowns.

Keywords

Face-to-face communication, computer-mediated communication, sociality, models of man, theory of communication, congruence.

1 Die leibliche Dimension der zwischenmenschlichen Kommunikation

Seit den 1990er Jahren hat die Anzahl der Publikationen zum Thema „Computervermittelte Kommunikation“ (CvK) deutlich zugenommen. In der Diskussion um ihre psychosozialen Folgen werden insbesondere die Differenzen zwischen der CvK und der Face-to-face-Kommunikation (FtfK) thematisiert. Wenn man einerseits bedenkt, wie schwer sich die vorhandenen Kommunikationstheorien von Habermas, Luhmann, Watzlawick, Merten u. a. bisher darin getan haben, das Phänomen der zwischenmenschlichen Kommunikation befriedigend zu erklären, und andererseits auch berücksichtigt, dass wir erst den Beginn einer wissenschaftlichen Beschäftigung mit CvK vor uns haben, dann ist es trotzdem überraschend, wie man hier, ohne jeglichen Rückbezug auf vorhandene Kommunikationstheorien, wie selbstverständlich einen

Vergleich anstellen kann, als ob die zu vergleichenden Momente schon klar bekannt wären. Wenn daher in diesem Zusammenhang von „Modellierung von computervermittelter Kommunikation“ (vgl. Döring 1999, 209 ff.) die Rede ist, so handelt es sich noch kaum um Modelle im strengen Sinne, sondern eher um systematisierte Beschreibungen bestimmter markanter Merkmale der CvK im Unterschied zur FtfK. An erster Stelle der Differenzen zwischen den beiden Kommunikationsformen steht dabei die physische An- bzw. Abwesenheit der Kommunikanten.

Stern (1994) berichtet von Untersuchungen, die den Schluss nahe legen, „dass dem Kleinkind eine Präferenz für das menschliche Gesicht – oder zumindest für manche seiner Züge – angeboren ist. Eine angeborene Vorliebe für eine spezifische visuelle Konfiguration ist keine unerhebliche Angelegenheit. Sie bedeutet nämlich, dass ein Schema oder ‚Bild‘ eines menschlichen Gesichts in unseren Genen verschlüsselt ist, in unseren Nervensystemen reflektiert wird und sich letztlich in unserem Verhalten ausdrückt, ohne dass dem spezifische Lernerfahrungen vorausgehen müssen“ (Stern 1994, 49). Zudem lernt der Säugling innerhalb der ersten sechs Monate ein ganzes Spektrum an Gesichtsausdrücken, Stimmmodulationen und Körperbewegungen kennen und verstehen. Die Gestalt eines Objekts löst zugleich auch ein bestimmtes Gefühl in einer bestimmten Stärke und Qualität aus. Die Wahrnehmung ist also zugleich auch affektiv getönt. Von besonderer Bedeutung ist die Fähigkeit zur im Wesentlichen angeborenen „kreuzmodalen Wahrnehmung“, also die Koordination der verschiedensten Sinneswahrnehmungen des gleichen Gegenstandes, so dass er als ein einheitlicher Gegenstand erkannt wird. Wenn wir jemanden in der Ferne gehen sehen, ohne sein Gesicht erkennen zu können, oder nur unscharf in der Dämmerung: wenn es jemand Bekanntes ist, werden wir das zumindest stark vermuten aufgrund der Körpersilhouette, des Tempos und der Art und Weise der Bewegung, denn jeder von uns hat sein eigenes Bewegungsmuster, und nicht zuletzt an der Art der Kleidung. Ein Affekt zeigt sich in der Regel nicht nur im Gesicht, sondern in verschiedenen Verhaltensweisen, d. h. es gibt mehrere Affektindikatoren gleichzeitig. „In der Regel werden einige, aber nicht alle expressiven, motorischen und autonomen Komponenten eines Affekts zusammen auftreten“ (Dornes 1999, 126).

So gesehen ist FtfK eher eine irreführende Bezeichnung, denn es ist nicht nur das Gesicht, über das wir kommunizieren, sondern wir kommunizieren in und durch unseren Leib, mit Mimik, Gestik, Stimme, Körperhaltung und Körperbewegung, den Augen im Blickkontakt. Richtig ist sie insofern, als die Mimik von Anfang an eine zentrale Rolle in der zwischenmenschlichen Kommunikation spielt. Wenn hier also von FtfK die Rede ist, dann ist diese Urform

der zwischenmenschlichen Kommunikation nur dann gegeben, wenn sich zwei Personen im gleichen Raum und zur gleichen Zeit wahrnehmen können¹.

Wie viele Signale zwischen den Kommunikationspartnern in kürzester Zeit nur auf der Ebene der Mimik und der verbalen Äußerungen ablaufen, lässt sich mit dem Facial Action Coding System (FACS) von Ekman & Friesen (1978) zeigen. Ekman et al. haben mit FACS sämtliche Muskelbewegungen des Gesichts und damit ein „anatomisch vollständiges Repertoire von Gesichtsausdrücken“ (Dornes 1999, 113) erfasst. Per Video werden die beiden Kommunikationspartner zeitgleich aufgenommen. Dann erfolgt eine Codierung dieser Aufnahme in der Zeitlupe, wobei der Zeitaufwand dafür ganz erheblich ist: etwa 6 Std. für 20 Sekunden (vgl. Bänninger-Huber 1996, 52). Zu jedem Zeitpunkt lässt sich anhand der so gewonnenen „Partitur“ ablesen, was sich gleichzeitig oder nacheinander verbal und mimisch zwischen beiden abgespielt hat. Hier zeigen sich, trotz der Beschränkung, in kürzester Zeit sehr anschaulich die Differenziertheit und der Nuancenreichtum der FtfK. Eine solche Datenfülle lässt sich sprachlich nicht in einem angemessenen Zeitraum adäquat wiedergeben, selbst wenn man annehmen würde, dass dadurch die gleichen „Informationen“ übermittelbar wären.

Dass der Leib grundlegend zur Kommunikation dazu gehört, zeigt sich beispielsweise auch beim Telefonieren, wo sich die leibliche Wahrnehmung des anderen auf dessen medial vermittelte Stimme reduziert. Wir zeigen, uns selbst meist nicht bewusst, beim Telefonieren mimische und gestische Reaktionen, obwohl klar ist, dass der Telefonpartner sie nicht sehen kann, sie also scheinbar nutzlos sind. Die gegenseitige medial vermittelte Wahrnehmung lässt uns sichtlich im und durch unseren Leib kommunizieren.

Wenn wir einen Roman lesen, uns also einem Text zuwenden, dann fehlen uns die unmittelbaren sinnlichen Eindrücke von den handelnden Personen. Wir bekommen aber zumindest ihre Skizzierungen, was in der Regel auch eine Beschreibung ihrer physischen Attribute mit einschließt. Dadurch wird die Phantasie des Lesers in bestimmte Richtungen gelenkt und zugleich auch eingeschränkt. Aber auch hier gilt: *Individuum est ineffabile*, und so ergänzen wir fehlende Informationen zwangsläufig durch unsere Phantasie, denn ohne Verleiblichung können wir uns keine Person vorstellen. Wird ein Roman verfilmt, d. h. die handelnden Personen werden in ganz konkreter Weise verleiblicht und kommunizieren in spezifischer Weise, dann ist es ein bekanntes Phänomen, dass Leser des Romans von der Verfilmung häufig enttäuscht sind in dem Sinne, dass die konkret sichtbar gewordene Gestalt zu weit von der phantasierten Gestalt entfernt ist.

¹ Es ist derzeit schwer zu sagen, welchen Einfluss defizitäre Sinnesorgane auf die zwischenmenschliche Kommunikation haben, zumal Kompensationen von Ausfällen in einem begrenzten Rahmen möglich zu sein scheinen.

Ähnlich verhält es sich auch in der CvK. Dem anderen wird die eigene physische Erscheinung beschrieben, damit er sich eine entsprechende Vorstellung von uns machen kann. Köhler weist darauf hin, dass in der Literatur „die Konstruktion eines imaginären Körpers, d. h. physischer Merkmale im nichtphysischen Raum computervermittelter Kommunikationsmedien“ (Köhler 1999a, 161) von besonderer Bedeutung ist. Die Konstruktion erfolgt für das innere Auge des anderen. Er soll sich ein Bild machen können, weil ihm und uns das wichtig ist. Was wir über den anderen nicht erfahren, müssen wir uns zwangsläufig ergänzen. Da wir uns nie zur Gänze beschreiben können, sind phantasierte Ergänzungen des anderen praktisch nicht zu vermeiden.

Die Bedeutung des Leibes für die zwischenmenschliche Kommunikation unterstreichen auch Erfahrungen aus der psychologischen Online-Beratung für Jugendliche. Sehr bald wird die Anonymität seitens der Jugendlichen aufgegeben und bei guter Entwicklung des Prozesses steht die Frage einer persönlichen Begegnung oder zumindest eines Telefonats, um die Stimme zu hören, im Raume (vgl. Mikosz 2002). Ähnliches berichtet auch Döring (vgl. Döring 1999, 355) über im Netz begonnene Freundschaften. Früher oder später kommt doch der Wunsch auf, sich auch persönlich zu sehen.

Unbeabsichtigt ist auch die Social Information Processing Theory (SIP) von Walther (1992) ein Beleg für die Bedeutsamkeit des Leibes. Er behauptet, dass die CvK die FtfK noch übertreffe, quasi eine hyperpersonale Form von Kommunikation darstelle. Gerade weil es weniger Informationen gäbe, würden noch die geringsten Hinweise auf die Persönlichkeit des anderen ausgewertet werden und so zu einer größeren Nähe führen. Die Kommunikationspartner werden sozusagen hellhörig für jede noch so kleine Information. Walther bestätigt damit, dass wir in der Kommunikation dauernd auf der Suche nach Informationen über den anderen sind. Aufgrund unserer kreuzmodal strukturierten Wahrnehmungsfähigkeit versuchen wir von kleinsten Informationen über den anderen auch noch auf weitere Informationen zu schließen. In der FtfK geschieht das aufgrund unserer lebenslangen Einübung so automatisiert, dass uns dieses Tun erst auffällt, wenn wir darin beeinträchtigt werden, eben in der CvK. Was Walther allerdings als „hyperpersonal“ bezeichnet, ist nicht das Mehr der CvK im Vergleich zur FtfK, sondern er registriert ein Bemühen, dass in der FtfK automatisiert abläuft. Es ist daher nichts Neues, aber es wird in der CvK sichtbarer. Fällt die Leibdimension aus und alles, was wir darüber kommunizieren, ebenfalls, dann führt die Dringlichkeit, mit der wir diese Informationen brauchen dazu, dass wir hellhörig für die kleinsten Hinweise werden. Weil das aber nicht so einfach ist, wird uns in der Blockade dieses Vorgehen deutlich.

Wie wichtig die Leibdimension in der zwischenmenschlichen Kommunikation ist, zeigt die CvK, neben den genannten Beschreibungsversuchen der jeweiligen leiblichen Verfasstheit, in ihren Bemühungen, Emotionen und Empfindungen, die sich körperlich ausdrücken, durch Codierungen zu kom-

pensieren. Dies geschieht beispielsweise durch Emoticons (smileys), Soundwörter (z. B. juuuu), Aktionswörter (z. B. lächel, grins, würg) oder Akronyme (z. B. ROTFL: rolling on the floor laughing) (vgl. Döring 1999, 100). Emoticons geben stilisiert einen Gesichtsausdruck wieder, wobei es sich genauer um das Klischee eines Gesichts handelt. Es ist der emotionale Ausdruck eines entindividualisierten Gesichts. Soundwörter imitieren gewissermaßen das „Geräusch“, das ein emotionaler Ausdruck macht, z. B. wenn jemand weint oder sich sehr freut. Durch Vervielfachung einzelner Zeichen kann zudem noch die Intensität einer Emotion angedeutet werden. Bei den Aktionswörtern handelt es sich um die Kurzbezeichnung einer Handlung. Dabei handelt es sich bei den Soundwörtern wie den Aktionswörtern nicht um eine neuartige Codierungsform, sondern sie sind zur Genüge als Ausdrucksformen in Comics bekannt. Auch Akronyme drücken vielfach eine Körperbewegung aus. Oft wird auch geschrieben, wie man umgangssprachlich spricht, um damit sozusagen näher am mündlichen Gespräch zu sein (vgl. Mikosz 2002, 66). Gemeinsam ist diesen Ausdrucksformen, dass sie versuchen, das nicht sinnlich Wahrnehmbare durch andere Mittel dem Kommunikationspartner „sichtbar“ zu machen.

Ein grundlegender Unterschied liegt darin, dass die CvK das Tempo einer FtfK nicht annähernd erreichen kann, dass die multimodale Wahrnehmung hoch eingeschränkt und in nur statischer Weise plakativ kompensiert wird. Zudem erfolgt ein guter Teil der FtfK, nicht zuletzt aufgrund der Geschwindigkeit und der Fülle der Äußerungen in kürzester Zeit, unbewusst in dem Sinne, dass wir sie zwar wahrnehmen und darauf reagieren, uns dieses Vorgangs aber zumeist nicht bewusst sind. In der CvK muss es zumindest einen kurzen Moment der Selbstbesinnung geben, um sich der eigenen Stimmung/Emotion bewusst zu werden und sie dann codieren zu können. Sicher gibt es hier aufgrund unterschiedlichen Geübtheits Geschwindigkeitsdifferenzen in der Codierung. Sie ist aber keine spontane unwillkürliche Reaktion, sondern Folge einer Reflexion, also zumindest der Bewusstwerdung der eigenen Emotion, die ich in einem Klischee zusammenfasse. Dabei bleiben sämtliche Differenzierungen auf der Strecke. Damit übermittle ich dem anderen, was ich meine zu empfinden, was durchaus auch eine Selbsttäuschung sein kann. Es bleibt eine kontrollierte Rückmeldung. Auch sog. Video-Konferenzen bzw. Kommunikation über Webcams sind kein vollwertiger Ersatz für FtfK. Wir sehen und hören den Körper und die Stimme, aber eben durch ein Medium, dem Monitor und den Lautsprecher. Es fehlt der unmittelbare Blickkontakt wie auch das Atmosphärische der jeweiligen Situation.

Letztlich kann kein Text, keine noch so raffinierte Codierung, das Leben unmittelbar abbilden. Sie sind vielmehr Abstraktion und damit unvermeidlich auch eine Verkürzung des lebendigen Geschehens. Zu guter letzt wird wohl auch niemand behaupten, dass Erotik und Sexualität, also Momente intensivster zwischenmenschlicher Kommunikation, mittels CvK stattfinden kön-

nen. Alles an der CvK deutet so auf die FtfK als eigentliche Form der Kommunikation hin; sie liefert selbst eine Reihe von Belegen für die Unentbehrlichkeit und Nichtkompensierbarkeit der Leibdimension für die zwischenmenschliche Kommunikation.²

2 „Vorteile“ der computervermittelten Kommunikation

Als „Vorteile“ der CvK im Vergleich zur FtfK werden immer wieder *Anonymität* bzw. *Pseudoanonymität* genannt. Ich kann mich hinter einem anderen Namen verstecken, der mich nicht wirklich bezeichnet, von dem ich mich jederzeit distanzieren kann. Ferner scheint das Fehlen der sozialen Hinweisreize auf Status, Beruf, finanzielle Mittel etc. zur Nivellierung der Kommunikationsteilnehmer zu führen, zum Abbau von sozialen Kontrollen, zu größerer Offenheit in persönlichen Dingen. All das eröffnet Handlungsspielräume, indem ich mich als jemanden erschaffen kann, der auf den anderen attraktiv wirkt, d. h. mit dem der andere weiter kommunizieren will. Wenn der andere nicht sofort meinen wahren sozialen Status, mein Alter o. ä. erfährt, kann das den Kontakt wesentlich erleichtern. Es ist beispielsweise heute immer noch etwas Unübliches, eher Verpöntes als 35-jährige Frau mit einem 22-jährigen Mann zu flirten. Solche sozialen Normen beeinträchtigen bzw. verhindern von vornherein die Kommunikation. Allerdings wäre es eine Illusion zu meinen, dass nicht auch der Sprachgebrauch Rückschlüsse auf den sozialen Status erlaubt. Hier scheint sich zudem ein Dilemma auszudrücken. Die Identifizierbarkeit und die Leiblichkeit, also als der erkannt zu werden, der man ist und der sich physisch in bestimmter Weise zeigt: das zu vermeiden ist eine Erleichterung und zugleich wird viel Zeit aufgewandt, um das Vermiedene doch zu präsentieren bzw. entsprechende Informationen zu erhalten, wie oben aufgezeigt wurde.

Die gerade beschriebene „Freiheit“ in Bezug auf meine Selbstdarstellung schafft zudem Probleme, wenn es um einen persönlichen Kontakt geht. „Ob

² Dass die Existenz im Leibe eine grundlegende Bestimmung des Menschen ist, ist natürlich keine neue Erkenntnis. Insbesondere philosophische Phänomenologen haben sie im Detail erschlossen wie beispielsweise Merleau-Ponty in seiner „Phänomenologie der Wahrnehmung“ (1966) oder, noch differenzierter, Schmitz (z. B. 1965/66, 1992) in seinem gesamten Werk. Hierher gehören auch die Arbeiten der Ausdruckspsychologen insbesondere in der ersten Hälfte des 20. Jhdts., wie auch, in der Nachfolge der Ausdruckspsychologie, die Forschungen mit dem Facial Action Coding System (FACS) von Ekman u. Friesen (1978) im Rahmen der empirischen Kommunikationspsychologie.

und wie im Netz präsentierte eigene und fremde Identitäten von dem Erscheinungsbild außerhalb des Netzes abweichen, wird dann zur vordringlichen Frage. Werden große Diskrepanzen erwartet, verzichtet man vielleicht lieber doch auf eine persönliche Begegnung; oder man vertraut darauf, dass die bereits etablierte Zuneigung dabei hilft, Diskrepanzen zwischen Wunsch und Wirklichkeit zu ertragen, speziell wenn es um körperliche Merkmale geht“ (Döring 1999, 357). Was zunächst als Vorteil erscheint, wird unter der Hand zu einem Hinderungsgrund für ein persönliches Treffen. Auch ist die Wirksamkeit sozialer Normen nicht aufgehoben, wenn der andere ihre Einhaltung zwar nicht überprüfen kann, ich aber sozusagen „freiwillig“ ihre Einhaltung bekenne, indem ich mich als attraktiven Kommunikationspartner darstelle, gemessen an den gültigen sozialen Normen. Das ist dann nur Ausdruck einer Pseudoautonomie, da die Wirksamkeit solcher gesellschaftlicher Normen dadurch unangetastet bleibt.

Wenn von *größerer Offenheit* im Netz die Rede ist, dann ist die Frage, was man sich genau darunter vorstellen soll. Landläufig wird unter „größerer Offenheit“ die freizügigere Mitteilung von intimen Informationen verstanden. Man teilt Dinge mit, die man nicht jedem erzählen würde, z. B. Wünsche in Bezug auf spezifische sexuelle Kontakte oder Vorlieben. Es ist zweifellos richtig, dass es in Partnerschaften, aus Angst, ausgelacht oder abgelehnt zu werden, noch immer schwierig zu sein scheint, gerade persönlichste Gedanken, Befürchtungen und Wünsche mitzuteilen. Ähnliches gilt ja beispielsweise auch für die Psychotherapie. Man wird allerdings nicht leugnen können, dass sich eine so verstandene Offenheit face-to-face sowohl in nachmittäglichen Talk-Shows privater Fernsehsender als auch in der Prostitution ereignet, d. h. die physische Anwesenheit allein scheint eine solche Offenheit weder grundsätzlich zu verhindern noch zu fördern. Man kann allerdings auch fragen, ob Offenheit in diesem Sinne tatsächlich ein notwendiges Qualitätsmerkmal gelungener Kommunikation darstellt.

Betont wird des Weiteren auch die *Sicherheit* aufgrund von fehlendem Sichtkontakt, physischer Distanz und Pseudoanonymität (vgl. Döring 1999, 354). FtfK beinhaltet tatsächlich die Möglichkeit von physischer Aggression, im Netz hingegen sind „nur“ verbale Attacken möglich. Aber auch verbale Verletzungen im Rahmen der FtfK können uns in einer Weise treffen wie das in der CvK nie möglich ist. Das gilt aber auch umgekehrt: FtfK kann uns eine Kommunikationsweise ermöglichen, wie das in der CvK nicht der Fall ist. In dieser Hinsicht sind unsere Erfahrungen mit Sicherheit ambivalent.

Schließlich wird auch die *Freiheit* hervorgehoben, mit der ich Netzkontakte jederzeit abbrechen kann. Ich kann also quasi autonom bestimmen, wann ich mit wem wie lange chatten möchte. In der FtfK fühlen wir uns bei weitem nicht so frei. Wir bemühen uns um Ausreden, nur um einer unangenehmen Situation zu entkommen, aber wir lassen in der Regel jemanden nicht einfach stehen. Wenn ich bekannt bin, dann habe ich entsprechende Sanktionen für ein

solches Verhalten zu fürchten. M.a.W. der Vorteil in der CvK besteht darin, dass ich mich jederzeit so aufführen kann wie ich will, wobei ich aber auch dort in einen Widerspruch gerate: Kontakte geben auf Dauer nur etwas, wenn ich identifizierbar bin und auch andere als die gleichen identifizieren kann.

Völlig übersehen bleibt hier, dass der andere natürlich die gleichen Freiheiten im Netz hat wie ich. Auch er kann sowohl seine Selbstdarstellung phantasiereich ausgestalten als auch mich jederzeit wegklicken, also den Kontakt abbrechen. Kann man denn etwas überhaupt als „Vorteil“ gegenüber einem anderen bezeichnen, wenn er für jeden zu jeder Zeit besteht? Zudem ist dieser „Vorteil“ der physischen Abwesenheit etwas, das permanent aufzuheben versucht wird, wie oben gezeigt wurde.

3 CvK und FtfK: ein Vergleich ohne theoretische Basis

Die hier phänomenal gegebene Ambivalenz bzw. Widersprüchlichkeit spiegelt sich auch in der sozialpsychologischen Diskussion wider, wie z. B. bei Döring (1999) und Köhler (1999 a/b). Döring versteht, ähnlich wie Irle (vgl. Irle 1975, 398), unter einer sozialen Beziehung das Gesamt wiederholter zwischenmenschlicher Kontakte, die nach ihrer Häufigkeit und Intensität beurteilt werden (vgl. Döring 1999, 315). Darunter fallen FtfK und CvK gleichermaßen. Sie werden zwar nicht gleichgesetzt, und die Differenz ist laut Döring auch nicht kompensierbar, doch scheint der Unterschied trotzdem kein wesentlicher zu sein. Es zeigt sich hier eine Reduktion des Phänomens selbst, der Unterschied zwischen beiden Kommunikationsformen ist nur ein quantitativer, ein Mehr bzw. Weniger an Kommunikationskanälen. Die Tatsache, dass die CvK das Fehlen der Leibdimension zu kompensieren versucht, zugleich aber dieses Fehlen als einen Vorteil der CvK darstellt, diese Widersprüchlichkeit scheint nicht einmal gesehen zu werden und bleibt daher auch unverständlich.

Auch Köhler spricht in Bezug auf die CvK von einer „sozialen Mangelsituation“ (Köhler 1999b, 192) aufgrund von zentralen Defiziten in der gegenseitigen Wahrnehmung der Kommunizierenden. „Die zwischen ihnen ablaufenden sozialen Prozesse können nur über Text transportiert werden – oder werden individuell und unabhängig vom Kommunikationspartner konstruiert“ (ebd.). Wenig später behauptet er aber, dass diese „Beschränkung auf nur wenige mögliche Mechanismen des Sozialen“ (...) „gleichzeitig der Zugang zu dessen Kern“ (ebd.) sei. Damit wird die zunächst konstatierte Mangelsituation in der CvK plötzlich zu einer, in der „die Kommunikation vollständig in Textform als Datenfile“ (ebd. 193) vorliegt, was bisher wegen Transkrip-

tionsproblemen und Beobachtertraining nur annähernd möglich war. Die Interaktion ist nun für Köhler das, was geäußert wird, und das kann im Netz automatisch protokolliert werden. Das Protokoll entspricht dem Setting zu 100%. Die Bedeutung dieses Verhältnisses „liegt in der möglichen Extraktion sozial relevanter Kommunikation bzw. Interaktion aus einer vollständigen sozialen Situation“ (ebd.). Unter der Hand wird hier bei Köhler aus einer sozialen Mangelsituation eine vollständige soziale Situation. Letztlich scheinen hier CvK und FtfK einander gleichgesetzt zu werden. Damit wären aus der Sicht empirisch-psychologischer Forschung mit einem Schlag alle methodischen Probleme gelöst.

Angesichts dieses Sachverhalts könnte man an dieser Stelle die kaum begonnene Diskussion mangels substantieller Argumente schon als beendet ansehen; doch bietet eine tiefere Analyse vielleicht die Möglichkeit, die hier sichtbar werdenden Grundprobleme zwischenmenschlicher Kommunikation genauer in den Blick zu bekommen. Eine Besinnung auf die Grundlagen psychologischer Theorienbildung ist dafür unerlässlich.

Eine psychologische Theorie basiert immer auf einem erfahrungsbedingten plausiblen Menschenmodell, das Aussagen über Wesensmomente des Menschen macht. Nützlicher als andere Modelle ist es dann, wenn eine auf ihm gründende Theorie ein Phänomen angemessener erklären kann als eine Theorie, die im Rahmen eines anderen Menschenmodells formuliert wurde. Das konkrete Phänomen, die Theorie und das Menschenbild bilden einen unlösbaren Zusammenhang. Zwischenmenschliche Kommunikation ist unbestreitbar ein soziales Phänomen, zumindest zwei Menschen sind dabei immer involviert. Es geht daher nicht um ein Menschenmodell allgemein, sondern um die Konzeptualisierung seiner sozialen Dimension. Wenn Phänomene, wie es hier der Fall ist, unzureichend in den Blick kommen, dann kann das ein Hinweis darauf sein, dass die zugrunde liegende Theorie und das Menschenbild unzureichend sind. Es gibt, soweit mir bekannt, zwar keine expliziten Aussagen zum Menschenmodell und zu einer darauf basierenden Kommunikationstheorie von Seiten der Proponenten der CvK, doch aufgrund des erwähnten unlösbaren Zusammenhangs von Sozialitätsmodell, Theorie und empirischen Phänomenen sind solche Aussagen implizit auch in der Diskussion der Phänomenebene enthalten.

Die gängigen psychologischen Modelle konzeptualisieren den Menschen als monadisch existierendes Individuum, das nicht ergänzungsbedürftig ist, und dass seine Kontakte jeweils autonom handhabt. Zwischenmenschliche Kommunikation wird daher lediglich als Addition individueller Verhaltensweisen aufgefasst. In solchen individuumszentrierten Menschenmodellen wird das eigentlich Soziale dieses Geschehens in den einzelnen Gesprächsteilnehmer hineinverlegt bzw. es bleibt zumeist offen, welche Bedeutung der eine für den anderen hat, ob er eher Förderung oder Hindernis darstellt, beides zugleich,

oder letztlich bedeutungslos ist (vgl. Rothe u. Sbandi 2002)³. Aus individuumszentrierter Perspektive geht es primär um die Bedürfnisse des Individuums, des einzelnen, der sich selbst im Zentrum seiner Welt sieht. Dort kann kein anderer zugleich sein. Das gilt allerdings aus der Perspektive jedes Individuums. Ein solches Verständnis liegt beispielsweise der klassischen Kommunikationstheorie von Shannon u. Weaver (1949) zugrunde. Danach ist Kommunikation die Interaktion zweier Individuen, der Austausch zwischen einem Sender und einem Empfänger. Alltätlich ist dabei die Erfahrung, dass die zwischenmenschliche Kommunikation sowohl gelingen als auch misslingen kann. „Misslingen“ aus individuumszentrierter Sicht heißt, dass der andere uns z. B. verletzt, täuscht oder ablehnt. Durch gelingende Kommunikation fühlen wir uns bereichert, vom anderen angenommen und akzeptiert, daher wollen wir misslingende Kommunikation so weit als möglich vermeiden. Diese alltägliche ambivalente Kommunikationserfahrung mit dem anderen, das phänomenal Gegebene, Wahrnehmbare, wird nun in naiv-empiristischer Weise als Kern unserer Sozialität verstanden. Die Ambivalenz zwischen Autonomiebestrebung und Abhängigkeitserfahrung wird einfach ontologisiert.

In der FtfK machen wir täglich Versuche, dieses Dilemma zu handhaben. Wir versuchen dem anderen unsere Befindlichkeit und Bedürfnisse in bestimmter Weise glauben zu machen, indem wir unsere Kommunikation über die Leibdimension kontrollieren, z. B. ein Pokerface zu machen. Das „Machen“ der Kommunikation erscheint als Ausweg aus diesem Dilemma. Wir wissen aber auch, dass dies auf Dauer sehr schwierig ist. Wir wollen nicht bei einer Täuschung erwischt werden, denn damit riskieren wir, die notwendige Anerkennung durch den anderen zu verlieren⁴. Die Proponenten der CvK versuchen nun zu zeigen, dass in der CvK dieses Dilemma erfolgreicher gehandhabt wird als dies in der FtfK möglich zu sein scheint, nämlich die Autonomie zu wahren bei gleichzeitiger Minimierung der Risiken der Abhängigkeit. Die Auslieferung an den Blick des anderen wird durch eine gezielte Selbstdarstellung und Steuerung der Kontaktfrequenz ersetzt. So wird der andere aus der individuumsbezogenen Perspektive heraus zwangsläufig funktionalisiert und damit nur eingeschränkt akzeptiert.

³ Die Unzulänglichkeit der sozialpsychologischen Gegenstandsauffassung ist wiederholt im Laufe der letzten drei Jahrzehnte festgestellt worden (vgl. z. B. Graumann 1979, 1996; Mertens u. Fuchs 1979; Herzog 1984; Müller 1986; Merten 1999) und ist insofern nicht neu. Dass es dabei trotzdem mehr oder weniger geblieben ist, ist das eigentlich bemerkenswerte.

⁴ Nicht umsonst wird in den üblichen Kommunikationstrainings vor allem auf das „glaubhafte Rüüberkommen“ geachtet, was eben nicht heißen muss, dass das Vermittelte auch tatsächlich so gemeint ist. In ähnlicher Weise geht z. B. auch Grawe (vgl. 1998, 311) davon aus, dass der Psychotherapeut in seiner Ausbildung so trainierbar ist, dass er die psychotherapeutische Beziehung überzeugend machen kann.

Die individuumszentrierte Einstellung ist auch der Grund dafür, dass übersehen wird, dass die genannten „Vorteile“ der CvK nur solche aus der Sicht des Individuums sind, wenn sie aber jedem zukommen, wie es in der Kommunikation der Fall ist, sich als solche aufheben. In der Addition dieser individuellen Verhaltensweisen löst sich der Vorteil auf. Aber nicht nur das: meine Vorteile sind die Nachteile des anderen und umgekehrt. Wenn ich mich autonom zeige, dann muss der andere um seine Anerkennung kämpfen und umgekehrt. Wenn ich dem anderen ein Selbstbild vermittele, dass stark von den Fakten abweicht, dann bedeutet es für den anderen eine Täuschung und umgekehrt. Auf dem Hintergrund einer individuumsbezogenen Einstellung heraus muss ich immer mit dieser Möglichkeit rechnen. Die vermeintliche Risikominderung ist in Wirklichkeit eine Perpetuierung des Risikos. Ich kann nie sicher sein, was denn wirklich stimmt, und das gilt für den anderen genauso. Es sind also nicht nur die Vorteile nicht gegeben, sondern zugleich bleibt die Bedrohung für beide erhalten. Die „Lösungen“ der CvK erweisen sich letztlich als ein Widerspruch im Vollzug, sie gleichen dem Versuch, den Kuchen zugleich essen als auch ihn behalten zu wollen. So macht die CvK zwar das Dilemma der FtfK anschaulich, sie hat aber keine Lösung parat, im Gegenteil, sie selbst ist es, die das Risiko perpetuiert. Die „verbesserte“ Machbarkeit von Kommunikation führt nicht aus dem Grunddilemma heraus. So bleibt nur die Resignation, oder man versucht, das Phänomen auf dem Hintergrund eines angemesseneren Verständnisses des Sozialen zutreffender zu erklären.

Eine genauere Phänomenanalyse, unsere eigenen Kommunikationserfahrungen, die oben schon erwähnte Kommunikationsforschung an Säuglingen, die Ergebnisse der FACS-Methode sprechen gegen eine individuumszentrierte Auffassung der Sozialität. Daher sahen sich Rothe u. Sbandi (2002) gezwungen, zu einem Modell der plural bestimmten relationalen Grundverfasstheit des Menschen – wie ich es nenne – überzugehen. Es beinhaltet folgende hier nur thesenartig angedeutete Elemente. Wir sind konkret zwar Einzelwesen, aber unser Personsein gründet in der Bezogenheit zu den anderen. Das Individuum ist, so gesehen, ein Artefakt. Die zwischenmenschliche Kommunikation ist Ausdruck dieser Grundbezogenheit. „Plural bestimmt“ ist diese Grundbezogenheit insofern, als wir nie nur dyadisch kommunizieren. Es sind immer Dritte, persönlich oder in Form von sozialen Normen, Einstellungen, Traditionen, Erfahrungen etc., in einer Kommunikation wirksam. Der entscheidende Unterschied zu der oben vorgestellten individuumszentrierten Perspektive ist hier, dass Sozialität als eine grundlegende Bezogenheit und nicht als Autonomie bzw. Ambivalenz von Autonomie und Abhängigkeit verstanden wird.

Wenn daher plural bestimmte „Relationalität“ die Grundweise unserer Existenz ist und sich diese Bezogenheit in der Kommunikation ausdrückt, d. h. in je spezifischer Weise aktualisiert, dann können wir uns demnach auch nicht ohne den anderen entwickeln und entfalten. Das wiederum legt den Schluss nahe, dass eine beeinträchtigte oder gar gestörte Kommunikation sich nachhal-

tig auf unser Wohlbefinden auswirkt“ (Rothe 2002, 76). Wir sind als Menschen grundlegend auf gelingende Kommunikation mit anderen Menschen angewiesen, um uns über die Lebensspanne hinweg als Menschen entwickeln zu können.

Wie kann nun auf dem Hintergrund eines solchen Sozialitätsverständnisses das Gelingen bzw. Misslingen von zwischenmenschlicher Kommunikation erklärt werden? Sofern wir uns wahrnehmen, reagieren wir sofort aufeinander, d. h. wir beginnen sofort zu kommunizieren. Aufgrund der bisherigen Forschungsergebnisse halte ich es nicht für möglich, dass wir unseren gesamten Kommunikationsausdruck über längere Zeit unbemerkt fingieren und manipulieren können. Wenn wir jemanden treffen, den wir eigentlich nicht sehen wollen, dann werden wir dies wesentlich über unsere Anwesenheit, unsere leibliche Dimension, auch kommunizieren, ganz gleich wie wir verbal reagieren, was wiederum nicht unbemerkt bleiben wird. Wir sind offensichtlich in der Lage, Täuschungen auch als Täuschungen wahrzunehmen, d. h. wir können zwischen Täuschungen und Nichttäuschungen unterscheiden. Von daher postulieren Rothe u. Sbandi (2002) eine unmittelbare und eine mittelbare Kommunikationsebene. Die unmittelbare Kommunikationsebene ist jene Ebene, auf der wir das eigentlich Gegebene kommunizieren, auf der mittelbaren Ebene bestätigen wir das unmittelbar Kommunizierte oder verfälschen oder leugnen es. Im ersten Fall kommunizieren wir annähernd kongruent, im letzten Fall inkongruent, wobei zwischen Kongruenz und Inkongruenz ein Kontinuum besteht. Von daher lässt sich Inkongruenz zumeist nicht an einem bestimmten konkreten Augenblick festmachen. In einem solchen Fall beschleicht uns dann das Gefühl, dass etwas mit dieser Kommunikation nicht stimmt. Inkongruente Kommunikation ist an sich ein alltägliches Phänomen, mit dem wir umzugehen gelernt haben, z. B. im sog. small talk. Erst wenn sie eine bestimmte Dauer und Intensität überschreitet, dann beeinträchtigt sie unser Wohlbefinden. Eine Form extrem inkongruenter Kommunikation über einen längeren Zeitraum ist beispielsweise „Mobbing“ (vgl. Rothe 2003), das unbestritten krank macht.

Kongruente Kommunikation ist in diesem Konzept das Qualitätsmerkmal für gelungene Kommunikation, es ist eine annähernde Übereinstimmung zwischen unmittelbarer und mittelbarer Kommunikationsebene, wobei sie keinesfalls mit „harmonischer“ Kommunikation zu verwechseln ist. Unser grundlegendes Aufeinander-bezogen-Sein aktualisiert sich in unserer Kommunikation und deshalb ist uns kongruente Kommunikation für unser menschliches Wachstum und Wohlbefinden lebensnotwendig, wohingegen dauerhafte und intensive Inkongruenz uns beeinträchtigt. Ergänzt werden muss noch, dass die räumliche Nähe, die gleichzeitige leibliche Anwesenheit, die Bedingung der Möglichkeit von Unmittelbarkeit ist. Die visuelle Vorstellung schafft vielleicht Nähe, aber eben keine Unmittelbarkeit. Auf dem Hintergrund dieses Sozialitäts- und Kommunikationsverständnisses heraus wird dann erklärbar, warum die CvK ihren „Vorteil“ der physischen Abwesenheit immer wieder

selbst sabotiert. Ohne Anwesenheit bleibt die Kongruenz bzw. Inkongruenz der Kommunikation offen, was uns auf Dauer nicht erträglich ist.

In der Konsequenz eines plural bestimmten relationalen Menschenbildes kann die Kommunikation nicht von einem der Kommunikanten allein gemacht werden, sondern ist immer eine gemeinsame Handlung. Beide schaffen die eine gemeinsame Situation und müssen sie auch gleichermaßen ertragen. Die Verringerung kommunikativer Inkongruenz ist daher auch nie nur Aufgabe des einen „schuldigen“ Kommunikationspartners, und ist zudem weder plan-, noch machbar. Der einzelne kann dies nur versuchen, eine entsprechende Veränderung wird ohne das Mittun des anderen nicht gelingen. Die ontologisch fundierte Abhängigkeit begründet zwischenmenschliche Kommunikation als unausschaltbares Risiko für beide Kommunikanten gleichermaßen. Wir bleiben immer der möglichen Ablehnung oder Vernichtung durch den anderen, der Angst vor dem Abbruch der Kommunikation ausgeliefert. Die lebensnotwendige Qualität zwischenmenschlicher Kommunikation ist ohne Risiko nicht zu haben ist, d. h. ist dieses Risiko der zwischenmenschlichen Kommunikation immanent, dann wirkt sich der Versuch, es einzuschränken oder auszuschalten negativ auf die Kommunikationsqualität aus.

Untaugliche Mittel zur Bewältigung dieses Risikos sind eine individuumszentrierte Einstellung, also die Absolutsetzung des Individuums, und die mit ihr verbundene Vorstellung von der einseitigen Machbarkeit der Kommunikation wie z. B. bei der CvK. Wenn wir grundlegend voneinander abhängig sind, dann bedeutet der Versuch, die Kommunikation einseitig zu machen, letztlich die Verneinung dieser Abhängigkeit. Genau das führt dann aber zu inkongruenter Kommunikation. Inkongruenz heißt z. B., ich signalisiere Anerkennung, auch wenn ich nicht anerkenne, oder ich überdecke meine Ablehnung des anderen. Erzwungene Anerkennung ist keine mehr; und was bedeutet letztlich die Anerkennung des anderen für den Täuschenden, wenn er weiß, dass die Anerkennung eben der Täuschung und nicht ihm selbst gilt? Wie gezeigt wird genau das zu einem Problem, wenn Teilnehmer einer CvK sich persönlich treffen wollen. Sie wissen um die Differenz zwischen Selbstdarstellung und Realität, und darum, dass die Täuschung face-to-face nicht aufrecht zu erhalten ist.

Auch die Anerkennung des anderen, damit er mich anerkennt (im Sinne eines *do ut des*), ist ebenfalls eine Funktionalisierung, im besten Falle gegenseitig aus Vernunftgründen. Schwer erträglich sind für uns die Situationen, wo wir Anerkennung heucheln, was der andere entsprechend wahrnehmen muss, und er, wiederum geheuchelt, so reagiert, als sei die Anerkennung ehrlich gemeint. Entweder ist es freie Zuwendung, dann gehört zu dieser Freiheit auch die Möglichkeit der Ablehnung, oder aber ich eliminiere das Risiko und erkläre den anderen als nicht notwendig für mich, nicht existent bzw. ich nötige ihn gewissermaßen zur Anerkennung, und damit funktionalisiere ich ihn. Eine Änderung solcher inkongruenter Kommunikationssituationen setzt einen

Abschied von einer individuumsbezogenen Einstellung voraus, was uns zugleich aber dem Risiko jeder Kommunikation ausliefert, nämlich der Nichtplanbarkeit ihres Gelingens.

Es bleibt Skepsis angesichts des Eifers für die CvK, die oft den Charakter einer Apologie annimmt. Die gute Operationalisierbarkeit, Geschwindigkeit, Vollständigkeit machen die Erforschung der CvK verlockend. Die leichte Erreichbarkeit „vollständiger“ Datenreihen zwingt aber nicht zu dem Schluss, dass sie auch brauchbar sind. Um nicht missverstanden zu werden: eine Nützlichkeit der CvK steht für mich außer Frage. Meine Kritik gilt der hier sichtbar gewordenen Perpetuierung eines grundlegenden Mangels an theoretischer Fundierung des Phänomens „zwischenmenschliche Kommunikation“.

Literatur

- Bänninger-Huber, Eva (1996): *Mimik-Übertragung-Interaktion. Die Untersuchung affektiver Prozesse in der Psychotherapie*. Bern: Huber.
- Döring, Nicola (1999): *Sozialpsychologie des Internet. Die Bedeutung des Internet für Kommunikationsprozesse, Identitäten, soziale Beziehungen und Gruppen*. Göttingen: Hogrefe.
- Dornes, Martin (1999): *Der kompetente Säugling. Die präverbale Entwicklung des Menschen*. Frankfurt/Main: Fischer (9. Auflage).
- Ekman, Paul u. Wallace V. Friesen (1978): *Facial Action Coding System (FACS): Manual*. Palo Alto: Consulting Psychologists Press.
- Graumann, Carl Friedrich (1979): Die Scheu des Psychologen vor der Interaktion. Ein Schisma und seine Geschichte. *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 10, 284–310.
- Graumann, Carl Friedrich (1996): Einführung in eine Geschichte der Sozialpsychologie. In Wolfgang Stroebe et al. (Hg.): *Sozialpsychologie. Eine Einführung* (3–20). Berlin: Springer (3., erw. u. überarb. Aufl.).
- Grawe, Klaus (1998): *Psychologische Therapie*. Göttingen: Hogrefe.
- Herzog, Walter (1984): *Modell und Theorie in der Psychologie*. Göttingen: Hogrefe.
- Irle, Martin (1975): *Lehrbuch der Sozialpsychologie*. Göttingen: Hogrefe.
- Köhler, Thomas (1999a): Sozialwissenschaftliche Theorien und Befunde zur computervermittelten Kommunikation. In Wolfgang Frindte u. Thomas Köhler (Hg.), *Kommunikation im Internet* (137–182). Frankfurt/Main: Peter Lang.
- Köhler, Thomas (1999b): Methodik und Methodologie der Forschung der Internet-Kommunikation. In Wolfgang Frindte u. Thomas Köhler (Hg.), *Kommunikation im Internet* (183–185). Frankfurt/Main: Peter Lang.
- Merleau-Ponty, Maurice (1966, orig. 1945): *Phänomenologie der Wahrnehmung*. Berlin: de Gruyter.
- Merleau-Ponty, Maurice (1976, orig. 1942): *Die Struktur des Verhaltens*. Berlin: de Gruyter.
- Merten, Klaus (1999): *Einführung in die Kommunikationswissenschaft*, Bd. 1/1: Grundlagen der Kommunikationswissenschaft. Aktuelle Medien- und Kommunikationsforschung 1. Münster: LIT.

- Mertens, Wolfgang u. Gudrun Fuchs (1978): *Krise der Sozialpsychologie?* München: Ehrenwirth.
- Mikosz, Belinda (2002): Internet – Die Kinder und Jugendlichen von heute bewegen sich in einer ganz neuen Welt. In Matthias Brüstle (Hg.), *Kommunikation der Zukunft – Zukunft der Kommunikation* (64–73). Bonn: Deutscher Psychologen Verlag.
- Müller, Günther F. (1985): *Prozesse sozialer Interaktion*. Göttingen: Verlag für Psychologie, Hogrefe.
- Rothe, Friederike (2002): Zwischenmenschliche Kommunikation i. S. von Face-to-face-Kommunikation als Grundbedürfnis des Menschen. In Matthias Brüstle (Hg.), *Kommunikation der Zukunft – Zukunft der Kommunikation* (74–81). Bonn: Deutscher Psychologen Verlag.
- Rothe, Friederike (2003): Vernichtung durch Kommunikation – aufgezeigt am Phänomen Mobbing. *Organisation, Supervision, Coaching*, 10, 301–314.
- Rothe, Friederike u. Pio Sbandi (2002): Kommunikation als Ausdruck zwischenmenschlicher Bezogenheit. *Integrative Therapie*, 28, 154–170.
- Shannon, Claude E. u. Warren Weaver (1949): *The Mathematical Theory of Communication*. Urbana, III.
- Schmitz, Hermann (1985): *Phänomenologie der Leiblichkeit*. In Hilarion Petzold (Hg.), *Leiblichkeit*. Paderborn: Junfermann.
- Schmitz, Hermann (1965/1966): *System der Philosophie. Der Leib*. Bd. I und II. Bonn: Bouvier.
- Schmitz, Hermann (1992): *Leib und Gefühl: Materialien zu einer philosophischen Therapeutik*. Paderborn: Junfermann (2., überarb. u. erw. Aufl.).
- Stern, Daniel (1994) (orig. 1977): *Mutter und Kind. Die erste Beziehung*. Stuttgart: Klett-Cotta (2. Auflage).
- Walter, Joseph B. (1992): Interpersonal Effects in Computer-Mediated Interaction: A Relational Perspective. *Communication Research*, Vol. 19, 50–88.

Dr. Friederike Rothe, Universität Innsbruck, Institut für Kommunikation im Berufsleben und Psychotherapie, Schöpfstr. 3, A – 6020 Innsbruck.
Email: Friederike.Rothe@uibk.ac.at
Homepage: www.uibk.ac.at/zwiko

Mag. phil., Dipl. theol., Dr. phil, Universitätsassistentin am Institut für Kommunikation im Berufsleben und Psychotherapie, Universität Innsbruck. Klinische und Gesundheitspsychologin.

Arbeitsschwerpunkte: Zwischenmenschliche Kommunikation, Gruppenpsychologie.

Manuskriptendfassung eingegangen am 2. Oktober 2004.